

So, war's recht? Dieser Satz fällt mir spontan ein, wenn ich an Maria Beig denke. Wie oft habe ich ihn nach einer ihrer zahlreichen Lesungen gehört, die ich miterlebt (und manchenmal auch mit ihr zusammen bestritten) habe. *So, war's recht?* – das schien von Mal zu Mal weniger eine Antwort zu erfordern und klang irgendwann bloß noch so dahingesagt, und doch blieb es charakteristisch für diese Autorin, die so spät zum Schreiben gekommen war und trotz ihres Erfolgs dem literarischen Betrieb fremd gegenüber stand. Von scheuem Wesen und nie zu vielen Worten aufgelegt, brachte es Maria Beig auch bei ihren Auftritten nie zu jener Professionalität, die einem literarischen Selbstbewusstsein entspringt. *Es war wie beim Unterrichten in der Schule, manche Stunden gelangen, andere nicht*, schrieb die ehemalige Handarbeitslehrerin über Leseauftritte in ihrer Autobiografie «Ein Lebensweg». *In der Schule war man zwar seines Publikums sicher. Jetzt kam es vor, daß ein Leseraum halb leer war oder nur eine Stuhlreihe mit Leuten besetzt. Es gab aber auch oft volle Säle. In beiden Fällen bekam ich dabei ein bedrückendes Gefühl oder übles Empfinden nicht los: Sie müssen von meinem Äußeren enttäuscht sein, ich hintergehe sie, ich führe sie an der Nase herum, ich habe den falschen Text gewählt, sie bereuen, daß sie herkamen, und die Veranstalter, daß sie eingeladen haben. Darum wunderte ich mich nicht sehr, wenn Zuhörer während der Lesung wegliefen.*

Bauernkind wird Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerin – Danach acht Romane und viele Erzählungen

Wer nach Gründen für dieses Fremdsein sucht, das auch zu Zeiten ihrer großen Erfolge nie ganz wich, wird in Maria Beigs Biografie rasch fündig. Als sechstes von dreizehn Kindern vor nunmehr 90 Jahren – am 8. Oktober 1920 – in der Nähe von Tettngang in eine Bauernfamilie hineingeboren, wuchs sie unter Verhältnissen auf, die in jeder Hinsicht beengt waren: materiell wie in Bezug auf geistige Anregung und Bildungschancen. Kindheit und Jugend, von denen sie, wie von ihrem gesamten Leben, später viel an ihre Figuren weitergegeben hat, waren durch Existenznöte und Armut, Entbehrungen und eine lieblose Erziehung gekennzeichnet. *Berühren beispielsweise war nicht Mode. An ein scheues Ale, das man der Mutter gab, konnte man sich schwach erinnern. Den Geschwistern gab man keines. Nur das ganz kleine streichelte man ein bißchen, wenn es niemand sah. Bei Vater war jede Berührung undenkbar. Zwar, Zweijährige nahm er auf den Arm, Dreijährige noch an die Hand. Danach kam man mit Vaters Hand nur noch in Berührung, wenn man Schläge bekam. Der Hof ihrer Eltern war überschuldet, der Vater blieb – nicht nur, wenn er es mit der Klassenlotterie versuchte – glücklos: als in seinem Wald das Schlagholz verkauft war, zogen die Preise im folgenden Jahr kräftig an; mit dem*



Maria Beig als Spaziergängerin auf dem Prominentenfußpfad auf dem Höchsten, oberhalb von Markdorf gelegen. Aufnahme von 2008.



1948: die Lehrerin Maria Beig freut sich, dass sie mit dem Motorrad zum Schuldienst fahren kann.

Hopfen, auf den man umgestellt hatte, weil er mehr Gewinn versprach, ging es umgekehrt.

Das *Wirr ebbes!* (*Werde etwas!*), das Maria Beig von klein auf zu hören bekam, stand in gehörigem Gegensatz zu den Möglichkeiten, die sich ihr boten. *Alle ledigen Tanten auf den Höfen (...)* waren weit davon entfernt, etwas geworden zu sein, und ob sie selber einmal einen Mann bekommen würde, hielt man angesichts ihres Äußeren für durchaus zweifelhaft. Nonne zu werden lag für sie deshalb – wie für so viele Mädchen vom Land – nicht völlig abseits; andererseits passte es auch nicht recht in die dreißiger Jahre. So ergab sich, nach einer Zeit als Jungschärführerin, der Besuch einer Frauenarbeitsschule, und der Lehrermangel, den der Krieg mit sich brachte, eröffnete jungen Frauen wie ihr den Weg zu einer Ausbildung als Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerin. Das brachte sie erstmals von zuhause weg und schließlich in den Beruf, in dem sie, nach zwei Dienstprüfungen, Heirat und Anstellung in Friedrichshafen, von 1941 bis 1977 tätig blieb.

Nun hatte ich viel Zeit, schrieb Beig über die Zeit nach ihrer vorzeitigen Pensionierung, und konnte – vor allem, um ihren Depressionen zu wehren – die

leeren Stunden mit Gedanken an «früher» ausfüllen. An die früheren Jahrzehnte, die Stätten der Heimat, die Vorfahren und Verwandten, an Vater und Mutter, an die vielen Geschwister hatte ich zu denken. Die krassen Veränderungen aller Lebenslagen in nur kurzer Zeit beschäftigten meine Gedanken. Die Toten ließen mich nicht los (...). Dann drängte es mich (...), manches schriftlich festzuhalten. Bereits am frühen Morgen spitzte ich die Bleistifte, um das zu schreiben, was mich nachts überfiel. «Fabulieren» hieß ich' s, wenn der Mann nach meinem Tun fragte.

Da Maria Beig beim Schreiben blieb – *Das Aufhören war außer meiner Macht*, schreibt sie in «Ein Lebensweg» –, war dies der Beginn einer staunenswerten literarischen Produktivität, die in dieser Form kaum ihres gleichen hat. In rascher Folge reihte sich kontinuierlich Titel an Titel – begonnen bei «Rabenkrächzen» (1982), «Hochzeitslose» (1983) und «Urgroßelternzeit» (1985) über «Minder» (1986), «Kuckucksruf» (1988), «Die Törichten» (1990) und «Jahr und Tag» (1993) bis hin zu «Töchter und Söhne» (1995), «Annas Arbeit» (1997), «Treppeingang» (2000) und «Buntspechte» (2002). Zusammengekommen nicht weniger als acht Romane und 52 teils umfangreiche Erzählungen; hinzu kam – als ihr 13. Buch – die Autobiografie «Ein Lebensweg», die es im Juni 2009 auf Platz 1 der SWR-Bestenliste schaffte. Alles in allem und angesichts der übergroßen Fülle an Figuren und Schicksalen ein eigener Kosmos an Erleben, Erinnerung und Erfahrung aus einem vollen Jahrhundert, den Maria Beig, kurz vor dem endgültigen Untergang der bäuerlichen Kultur Oberschwabens, für uns ins Wort gerettet und damit bewahrt hat.

Oberschwaben: Kunstreich, aber das Wort nachrangig – Bei Maria Beig findet Erzählen zu eigenem Recht

Dieser Kosmos lässt sich nun lesend, nachvollziehend und staunend durchschreiten dank einer stattlichen Gesamtausgabe, die aus Anlass ihres 90. Geburtstages in fünf voluminösen und dennoch lesefreundlichen Bänden mit knapp 2000 Seiten als ansprechende Kassette erschienen ist, wobei die Motive für die Umschläge – Ausschnitte aus Bildern des Landsmanns Jakob Bräckle – mit ihrer fast metaphysisch anmutenden Malweise nicht glücklicher hätten gewählt werden können. Herausgeber sind der in Wilhelmsdorf aufgewachsene und in den USA lehrende Germanist Peter Blickle, der bereits 1997 seine Dissertation über Maria Beig als Buch herausgebracht hat, und Franz Hoben, stellvertretender Leiter des Kulturbüros Friedrichshafen und zugleich Geschäftsführer der Literaturstiftung Oberschwa-

ben. Deren Engagement hat diese Ausgabe – wie zuvor schon die Gesamtausgaben der anderen beiden «oberschwäbischen Marien» (Maria Müller-Gögler und Maria Menz) – in der Hauptsache möglich gemacht.

Dieser Ertrag eines späten Autorenlebens ist umso bemerkenswerter, als Oberschwaben eher eine «Landschaft des Auges» ist. Anders als im altwürttembergischen Raum mit seinem literarischen Reichtum liegen die Begabungen und Leistungen Oberschwabens und seiner großen katholisch-barocken Kulturtradition eher im Bereich von Kunst, Skulptur und Architektur. Für diese Nachrangigkeit des Wortes (und der Literatur) lassen sich auch bei Maria Beig Belege finden. Von Pauline, der Großmutter aus «Urgroßelternzeit», heißt es: *Sie hatte es schwer gehabt und viel Böses erlebt, darüber schwieg sie lieber und preßte, wie es ihre Eigenart war, die Lippen fest aufeinander. Nur dort, wo es nicht um sie selber ging, machte sie den Mund auf. Vor allem das Dorf kam dran mit den Leuten, die dort zu jener Zeit lebten. Die Großmutter muß es von ihren Verwandten gewußt haben, denn sie selber war zu jener Zeit, von der sie so gerne erzählte, noch gar nicht da, oder sie war noch ein kleines Mädchen. Auf irgendeinen mittelsamen Menschen in der Familie müssen also ihre Erzählungen zurückgehen.*

Dabei war es Beig wichtig zu bemerken, dass dieses Erzählen keine eigene Zeit hatte. In «Ein Lebensweg» erfahren wir Näheres über die Rolle des Erzählens im Alltag: *Die Mutter deklamierte und erzählte nicht während der Mußestunden, sondern bei der Arbeit, beim Hacken und beim Häckeln, beim Häufeln und Jäten, beim Schneiden, Schnipfeln, Zupfen und Verlesen. So war Binden von nassem Stroh im zugigen Schuppen für Gartenbänder doch keine häßliche Arbeit. Erst bei Maria Beig fand das Erzählen dann zu eigenem Recht, und es ist von eigenem Reiz, sich – im Bild eines sich abspulenden Erzählfadens – auch das Erzählen der ehemaligen Handarbeitslehrerin als Begleitung eines Arbeitsvorgangs vorzustellen. Dass aber diese gegend- und milieutypische Mündlichkeit durch Maria Beig schließlich auch den Weg in die schriftliche und literarische Fixierung fand, darf man mit Fug und Recht zu den Glücksfällen der deutschen «Heimatliteratur» im letzten Jahrhundert rechnen.*

Nun ist Schreiben *eine*, das Veröffentlichen des Geschriebenen eine *andere* Sache. Wenige dürften das so schmerzlich erfahren haben wie Maria Beig, die die Widerstände gegen ihre Bücher am eigenen Leibe zu spüren bekam. Dass Lesen nicht gern gesehen war, hatte sie schon in ihrer Jugend erfahren; nun hatte sie auch beim Schreiben – vom Veröffentlichen nicht zu reden – mit Hindernissen zu kämpfen. Peter Blickle spricht mit Blick auf ihren Mut, in

Au schwätze will g'lernt sei!

Das Handwörterbuch, das in keinem schwäbischen Haushalt fehlen darf – in der dritten, erweiterten Auflage!

„(...) g'hutzlet und butzlet voll von habhafter schwäbischer Sprachkost. Und wenn's beim Schwätzen hin und wieder deutlich knärfelt vor Eigensinn und Charakter, dann ist's nur recht. Mit Süßholz ist das Schwäbisch nicht gerade durchsetzt. Aber grad deshalb ist's so nahrhaft.“

Stuttgarter Nachrichten

„Eine Fundgrube (...). Heiligs Blechle, es wäre doch jammer-schade, wenn Schwäbisch, diese Sprache der Nähe, der Vertrautheit und auch des Mutterwitzes

aus dem Bestand unseres gesprochenen Wortschatzes verschwände ...“

Schwäbische Zeitung

Schwäbisches Handwörterbuch

bearbeitet von Hermann Fischer und Hermann Taigel
3., erweiterte Auflage
1999. 687 Seiten.
ISBN 978-3-16-147063-9
gebunden € 39,-

Erhältlich im Buchhandel



Unsere "Poeten"-Weine für Ihre Festtage - jeder Wein ein wahres Gedicht!

Schwarzriesling - Spätburgunder - Samtrot
Lemberger - Riesling

Im Brühl 48
74348 Lauffen
Tel.
07133 -185-0
Mo. - Fr.
9.00 - 18.00
Sa.
9.00 - 16.00
www.
wg-lauffen.de

er abwechselnd bleich und rot geworden ist. Am Grab, in der Kirche und beim Totenmahl konnte er nicht lärmern. Daheim sagte die Zweitälteste nach seinem Fluchen: „Warum hat er auch so viele Kinder?“ Er hörte es nicht und das war ihr Glück.

Als 1914 der Krieg begann hatte er bereits drei. Während dessen kamen zwei zur Welt, und bis zu Großmutter's Tod wurden nochmal vier geboren. Die große Kinderschar, von der jener Pfarrer sprach, war aber verkleinert, denn die ersten beiden Söhne waren wieder im Himmel. Nachher kamen nochmal vier, so sind elf Kinder groß geworden. Der Vater hat seine Kinder, wenn sie noch klein waren, sehr gerne gemocht. Wenn er vom Feld oder dem Stall in die Stube kam hat er ins Bettchen des Kleinsten geschaut und ein anderes auf den Arm genommen. Das wußte die Mutter: Bevor ein Kind drei Jahre alt war hat er nie eines bestraft. Erst wenn es danach absichtlich Blödsinn machte schlug er manchmal zu.

Eine Schriftprobe aus ihrem Schreibheft. Auf diese Weise hat Maria Beig alle ihre Manuskripte verfasst.

einer weithin verständnislosen Umgebung an die Öffentlichkeit zu treten, von heroischer Selbstbehauptung: Hier läßt sich eine Stimme nicht unterdrücken. Sie duckt sich nicht – wenigstens nicht auf dem Papier. Eine Ahnung vom Ausmaß dieses Selbstbehauptungswillens erhält der Leser in «Buntspechte». Gegen Ende des Romans läßt Beig Luise sagen: ...eigentlich ist jedes Menschenleben des Aufschreibens wert. Nur so weiß man, wie' s war, was Männern und Frauen in den Jahren zustößt. Luises Mann aber sprang auf, ballte die Faust und brüllte viel zu laut: «Untersteh dich!» (...) Hör auf und geh ins Bett! Wie Luise, so Blickle noch einmal, habe sich auch Maria Beig, die sich in alle Menschenleben hineindenken und mit allen Menschen mitleben kann, beim Schreiben nicht zurückhalten lassen. In ihrer Autobiografie läßt sich nun nachlesen, womit die Autorin – neben der großen Anerkennung für ihr Werk – auch zu rechnen hatte: Obwohl ich die Namen geändert hatte, mußten manche sich erkennen. Das war ein Ärgernis. Wer sich nicht erwähnt fand, ärgerte sich ebenfalls. Die Wahrheit darin zu entdecken, hießen sie eine himmelschreiende Zumutung. Schriftlich und am Telefon ließ man mich's wissen. Und doch überwog bei weitem die Anerkennung: Bald hatte ich mit dem Echo auf mein Schreiben mehr Freude als Kummer (...). Je mehr Anerkennung, desto stiller sind die Verteufler geworden.

Vom Schreiben zum Veröffentlichlichen –
Katharina Adler und Martin Walser entdecken den Wert

Am Anfang dieses Wegs in die Öffentlichkeit hatte ein Brief vom Frühjahr 1979 an die Schriftstellerin Katharina Adler gestanden. Darin bat die angehende Autorin um Verständnis, dass sie sich einfach an sie wende; aber sie habe in letzter Zeit eine Geschichte geschrieben von einer großen, oberschwäbischen Bauernfamilie, in die sie die Fakten ihrer eigenen Familie eingearbeitet habe. Die Leiterin des Literaturarchivs Oberschwaben, Frau Krauß, habe ihr nun zu diesem Brief geraten, damit sie zu einer Beurteilung oder eventuell zu einer Veröffentlichung komme. Auch habe Frau Krauß um eine Kopie für Martin Walser gebeten. Da ich nicht des Maschinenschreibens kundig bin (die Geschichte schrieb ich in Druckschrift), möchte ich zunächst Ihr Urteil abwarten, um sie nachher ev. verbessern, schreiben und kopieren zu lassen, fuhr Maria Beig fort und schloss: Nun bitte ich Sie sehr herzlich, sich diese Mühe zu machen. Für eine Auskunft über Zusendung oder Überbringung bin ich Ihnen sehr dankbar. Mit freundlichen Grüßen Maria Beig.

Der Brief war an die richtige Adresse gerichtet. Zusammen mit ihrem Mann Peter lebte Katharina Adler damals schon seit 20 Jahren im Allgäu, das

ihr zur Lebens- und Seelenlandschaft geworden war, und mit wachen Sinnen verfolgte sie ländliche Lebensschicksale und wie die Bauernhöfe in ihrer Umgebung ums Überleben kämpften. Als das angekündigte Manuskript eingetroffen war, begann sie umgehend zu lesen. *Ich las einen Text, der Satz um Satz eine Welt aufbaute, die so noch nie beschrieben worden war*, erinnerte sich Katharina Adler in ihrem Beitrag für die Festschrift zum 75. Geburtstag von Maria Beig. *Es gab keinen Überbau, Einzelheit reihte sich an Einzelheit und erzeugte eine Dichte, die einen eindringen ließ in die innersten Innenseiten dieser Höfe, die einem Außenseiter immer verschlossen bleiben mußten. Und weiter: Ich las das Manuskript ohne Unterbrechung zu Ende. Nur einmal nahm ich den Lebenslauf wieder zur Hand. Hatte ich wirklich nichts übersehen in diesem Lebensweg? Konnte es sein, daß man mit 57 anfing, sich etwas von der Seele zu schreiben, und daß dabei ein Buch entstand, über das man nur staunen konnte?*

Katharina Adler ließ Maria Beig dann zu einer Lesung vor dem «Literarischen Forum Oberschwaben» einladen – einer 1967 von Altlandrat Walter Münch begründeten Veranstaltungsreihe. Auf ihr erhalten Autorinnen und Autoren bis heute einmal jährlich Gelegenheit, ihre Texte vor Kollegenpublikum zu erproben und sie einer fachlichen Kritik auszusetzen. Als Maria Beig Ende Mai 1980 in Weingarten auftrat, war es die Geburtsstunde einer neuen Autorin. Bruno Epple, der dabei war, hat in seinem Beitrag zu der bereits genannten Festschrift für Maria Beig geschildert, wie Martin Walser vorab las, was Maria Beig nach der Mittagspause vortragen würde. *Mit dem Rücken zum Gang, ein Ringbuch in der Hand, war er vertieft in ein umfangreiches Manuskript, ein mit Bleistift geschriebenes. Jeder Buchstabe bedachtsam gesetzt, jedes Wort klar geprägt, Zeile um Zeile auf kariertem Papier, wie es Schüler für ihre Rechenaufgaben verwenden, schön geradlinig und fast ohne Absatz: eine schlichte Handschrift, nach rechts geneigt, sicher und fest dastehend und um Lesbarkeit bemüht; als wollte der Schreiber wettmachen, daß er nicht mit der Schreibmaschine umgehen kann. Brav und bieder, diese Handschrift, mit Fleiß hingesezt und mit einem eigensinnigen Ernst, der einem Muß zu folgen schien, Zeile um Zeile so gleichmäßig, so kunstlos egal, fast unpersönlich, von einer naiven Schlichtheit; mir kam's vor wie Masche um Masche, die eine Frau strickt im Gleichmaß, wie Furche um Furche, von denen ein Acker durchzogen ist, so mit beharrlichem Sinn. Martin Walser las (...), las wie angezogen, wie gebannt von einer andren Wirklichkeit. (...) Was er in Händen hielt, war ihm nicht bloß ein Manuskript. Das war eine Entdeckung.*

*Im Radius eigener Welt- und Lebenserfahrung –
Realistin und Chronistin des bäuerlichen Oberschwabens*

So nehmen sich Schriftstellerkarrieren nur im Ausnahmefall aus. Doch wer sich zu Maria Beig äußert, tut ohnehin gut daran, nicht vom Normalfall auszugehen. Die schnelle Beachtung, die sie in kurzer Zeit finden sollte, lag ja eben darin, dass hier jemand von außen kam, aus einer nicht-literarischen Existenz in den Kulturbetrieb hineingetrieben wurde, der solche unverhofften Talente noch immer als besonderen Reiz gegenüber den Selbstläufen und Routinen des eingefahrenen Betriebs ins Spiel zu bringen wusste. Das mag an einer gewissen Inzucht des Kulturbetriebs liegen, der jedes «frische Blut» nur zu gern als Alibi benützt. *Literarisch*, so hatte denn auch Martin Walser in seiner als Nachwort zu «Rabenkrächchen» verwendeten «Ersten Notiz über Maria Beig» geurteilt, *kommt mir, was Maria Beig geschrieben hat, vor, wie etwas, was auf der Wiese gewachsen ist, während wir anderen Schriftsteller alle im Garten wachsen müssen.*

Andererseits passten sich die Bücher Beigs nahtlos in die damals vorherrschenden Konjunkturen von Heimat und Autobiografie ein. Mit Autorenkalkül hatte das nichts zu tun: Beigs Themen waren, so musste man sich nach Lektüre schon ihrer ersten Bücher eingestehen, mit ihrer Biografie vorgegeben, und auch die fernere Perspektive dieser Autorin würde an den Radius eigener Lebens- und Welterfahrung gebunden bleiben. Man muss diese Einschränkung – wenn es denn eine ist – wohl zu denjenigen dazurechnen, die Peter Hamm in seiner «Spiegel»-Rezension aufgezählt hatte: *Sie kann nicht*



1980: Martin Walser im Gespräch mit Maria Beig, deren Werk er sehr gefördert hat. Im Hintergrund Maria Menz.



Dieses Foto stammt aus dem Jahr 1967. Es zeigt Maria Beig zusammen mit zwei Verwandten, mit Maribäs und Annabäs.

erfinden, nicht ausschmücken oder verdichten, nicht vertiefen oder ironisieren, offenbar ist es ihr auch ganz unmöglich, jenes Minimum an Distanz zu ihren Personen einzunehmen, das ihr erlaubte, diese zu beurteilen – womöglich kritisch.

Doch diese Charakterisierung – über die sich in manchen Punkten trefflich streiten ließe; so hat Hamm seine Behauptung, Beig könne nicht erfinden, später selbst wieder zurückgenommen – beabsichtigte keine Reduzierung ihres erzählerischen Formats, zielte auf keine Abstempelung als schreibende Pensionärin. Eher wollte sie aufmerksam machen auf die in diesem Fall besonders enge Verflechtung von gegendspezifischer Erfahrung und Autorschaft, auf das Autochthone einer neuen Erzählerin, die mit jedem Ausdruck, jeder Nuance ihrer Sprache und allen Valeurs ihres Stils an das gebunden blieb, was ihr aus dieser Gegend zuge wachsen war. Die enge Verhaftung mit ihrer Herkunft war es, die von Anfang als das eigentliche Gut haben dieser genuinen Erzählerin erkannt wurde und die ihr das Zeug zur überzeugenden Realistin und Chronistin gab.

Dass Maria Beig sich dabei nicht durch Sentimentalität oder Nostalgie korrumpieren ließ, war nicht nur ihr eigener Anspruch, sondern macht auch ihr Ethos und ihre Glaubwürdigkeit als Autorin aus. Und obschon sie genau, unerbittlich und nahezu leidenschaftslos erzählt – ihre Leidenschaft liegt eher darin, dass sie erzählt –, zeichnet ihre Prosa ein eigener Humor aus (Peter Hamms Befund zum Trotz). Mit ihm schafft sie – obschon sie sich dicht hinter ihre Figuren stellt – letztlich doch so etwas wie Distanz,

ja mitunter sogar einen Anflug von Ironie. Ich hoffe, daß die Leute drüber lachen: So traurig es war, meinte Maria Beig selbst einmal über ihre Bücher.

Zum Beweis, wenn es denn eines solchen bedarf, lese man einmal jene köstliche Szene in «Rabenkrächzen», in der ein bestellter Fotograf versucht, die Großfamilie des Hanghofes auf Zelluloid zu bannen. Die große Haustreppe wäre der richtige Platz gewesen, doch da peitschte ein kalter Wind den Regen hin. Unter dem großen Vordach war man vor dem Regen sicher. Es wurde trotzdem ein abscheuliches Bild, das nicht, wie ursprünglich geplant, aufgehängt werden konnte: Der Vater machte darauf sein bösestes Gesicht. Auch Mutter hatte einen ärgerlichen Ausdruck, den man selten bei ihr sah. Viktor, auf den alle so sehr stolz waren, machte die Augen zu und den Mund weit auf. Jannas und Dorles Gesichter waren nicht zu sehen; ein flatternder Kragen und eine wehende Haarschaukel verdeckten sie. Bei Sebastian sah man einen Furunkel auf der linken Wange (...) Der Fotograf drückte endlich verärgert ab. Ohne Vorwarnung, nur einmal, trotz anfahrendem Windstoß, daher die verdeckten, verärgerten und falsch gedrehten Gesichter auf dem Bild. Das Misslingen des gestellten Bildes bezeichnet auf seine Weise Beigs literarisches Selbstverständnis: so wie der Fotograf erwischt auch sie – im übertragenen Sinn – ihre Figuren: Ohne Vorwarnung, nur einmal, bei anfahrendem Wind. Die Gefälligkeit solcher Porträts ist nicht garantiert, wohl aber ihre Stimmigkeit und Ehrlichkeit. Humor und erzählerische Gelassenheit verlassen Beig aber nicht einmal dort, wo es sich, wie so oft bei ihr, um wahre «Katastrophenprotokolle» handelt. Und doch geraten ihr ihre Geschichten nie trostlos.

Das «mindere Los» und die «weibliche Not» –
Gesellschaftlicher Wandel und menschliche Konflikte

Was an Maria Beigs Büchern besonders berührt, sind die Frauenschicksale. Hier nimmt die Autorin ihre Chronistenpflicht besonders ernst. Obschon den Frauen bei der Bewältigung des Alltags gemeinhin die größte Last zufällt, ist fast allen ein *minderes* Los beschieden. «Minder» lautet auch kaum zufällig der Titel eines Buches, in dem das Leben zweier benachteiligter Frauen miteinander verglichen wird. In «Hochzeitslose» – dort werden vier eindrucksvolle Frauenleben vor uns ausgebreitet – geht es ebenfalls um unglückliche Lieben und Ehelosigkeit. Wo ein rigider Moralkodex und bäuerliche Traditionen, innere Hemmnisse und äußere Gegebenheiten zusammenwirken, kann von selbstverantworteten Lebensentwürfen nicht die Rede sein. Einen Fabrikler heimzubringen oder einen Evangelischen, galt als Bruch mit der Sitte, und beides zusammen als höchst verwerflich (*Meist gaben sie solchen Frevel auf*). Wo Frauen aber ehelos bleiben, droht oft genug der menschliche und soziale Abstieg ins Gesinde- und Magd-Dasein. Wenn bei Maria Beig von einem Frauenschicksal die Rede ist, ist immer auch von mehr als *einem* Frauenschicksal die Rede: In Figuren wie Helene und Babette (aus «Hochzeitslose»), Hermine oder Augusta (aus «Minder») werden die Enttäuschungen und Verletzungen *vieler* Frauen sichtbar, wird die *weibliche Not* eines ganzen Jahrhunderts wie in einer kollektiven Biografie ausgestellt.

Wie alle Heimatliteratur, die diesen Namen verdient, handeln auch die Bücher Maria Beigs vom Verlust der Heimat. Sie erzählen zum einen von deren äußerer Bedrohung, bewirkt durch gesellschaftlichen Wandel und Umbrüche wie Abwanderung ländlicher Arbeitskräfte, Mechanisierung der Landwirtschaft, Umwandlung der Felder in Monokulturen, Verödung der Landschaft, Strukturwandel der Höfe und was sich sonst im Erzählzeitraum eines Jahrhunderts noch alles ereignet hat. Keines dieser Themen sucht man bei Beig vergebens. Sie finden sich in vielerlei Facetten überall wieder, eingebettet in den politischen Zeithintergrund, der von den wirtschaftlich schwierigen und politisch instabilen zwanziger Jahren über die Bauernstands-Ideologie der Nazis, Krieg, Besatzungszeit und Wirtschaftswunder bis hin zu den nationalen und übernationalen Struktureingriffen in den Agrarsektor reicht.

Der Erzählerin geht es freilich um Menschen, um Konflikte zwischen den Geschlechtern und um Konflikte zwischen den Generationen. So hielt es Beig von ihrem erstem Buch an. Schon der Beginn – sieben Schwestern treffen anlässlich eines Begräbnisses

Lesen Sie gut!

Sebastian Blau

Schwabens großer Mundartdichter.
Ein Wohllautmaler aus Sprachweh.
Seine Gedichte: eine Landeskunde
mit Esprit!



Eckart Frahm
und Rolf Schorp (Hg.)
Sebastian Blau.
Die Gedichte

560 Seiten, geb. mit
Schutzumschlag und
Leosebändchen,
29,90 Euro,
inklusive zweier CDs
»Josef Eberle spricht
schwäbische Gedichte
von Sebastian Blau.«

»Sebastian Blau in seinen Gedichten schaut seinen Landsleuten so richtig aufs Maul: Ein Muss, nicht nur für den schwäbischen Bücherschrank!« **Südwestrundfunk**

»Knitz, geistreich, liebenswert: Eine wundervolle Gesamtausgabe aller Gedichte Sebastian Blaus.«
Schwäbische Zeitung

»Ein tiefer Blick in die Schwäbische Seele!«
Schwarzwälder Bote

»Schwabesein als literarisches Vergnügen! Sebastian Blau: ein Verskünstler, ein Wortlautmaler, ein begnadeter Poet. Die Gesamtausgabe seiner Gedichte: eine rechte »Bibel.«
Schwäbische Heimat

»Endlich: alle Gedichte von Sebastian Blau in einem Band.«
Stuttgarter Zeitung

»Da wird Schwäbisch zur Musik!«
Reutlinger General-Anzeiger

»Höchst empfehlenswert!« **Esslinger Zeitung**

»Was die Gedichte von Sebastian Blau auszeichnet? Die Ferne zum Geschwätz und zur bäbbigen Schwabentümelei.«
Südwestpresse

VERLEGT VON
KLÖPFER & MEYER
WWW.KLOEPFER-MEYER.DE



2002: Maria Beig signiert ihren Roman «Buntspechte».

wieder auf dem elterlichen Hof zusammen – liest sich wie ein Abgesang auf Heimat. Denn statt der Einladung zum Totenmahl zu folgen, stiefeln die sieben von Grab zu Grab, als seien sie sich sicher, dass die besten Erinnerungen dort mitbegraben sind. Dann enthüllt der anschließende Kaffee, eingenommen bei der ortsansässigen Schwester, die schwierig gewordene Verständigung. Als schließlich alle viel früher aufbrechen als geplant, weil kein rechtes Gespräch aufkommen will, räsoniert die Gastgeberin vor dem verwaisten Geschirr, das die zwischenmenschliche Leere so recht sinnfällig macht: *Schon seit längerer Zeit sind unsere Zusammenkünfte nicht mehr schön, und heute war es ganz schlimm. Es kam ihr vor, als sei die Heimat jetzt erst endgültig verlorengegangen.* Die Großfamilien auf den Höfen, seit je verwandtschaftlich miteinander verbunden, sind am Zerfallen, traditionelle Beziehungen und soziale Kontakte gehen verloren und die noch auf den Höfen aufgewachsen sind, werden sich zusehends fremder. In «Treppengesang» fällt sogar das harte Resümee vom *verhängnisvolle[n] Landleben*. Am Schluss des Romans wird das Haus abgerissen, das seinen Bewohnern einmal Heimat war. Ein Bild mit Symbolkraft.

Vom Tod her erzählt, doch gegen Tod und Vergessen – Schreiben als «Kunst der scheinbaren Kunstlosigkeit»

In seinem Nachwort zur Werkausgabe spricht Peter Blickle von etwas *Prozessionsartigem*, das Beigs Prosa anhafte. Selbst in kürzeren Erzählungen, wie etwa in «Annas Arbeit», lässt sie ganze Geschlechterreihen und Verwandtschaften vor dem Auge des Lesers vorüberziehen, und noch da, wo es eher darum geht, einzelne Personen herauszufüttern, bringt sie mit

unter einen kaum zu überblickenden «Hof-Staat» mit Großeltern und Enkeln, Geschwistern und Schwägern, Bäsle und Tanten unter. Zu diesen Zügen ganzer Generationen passt, dass vieles vom Ende, vom Tod her erzählt wird. *In dieser Geschichte*, sagt Beig selbst einmal wie zur Entschuldigung, *wurde eine Spur zuviel geboren, gestritten, gestorben und geweint.* So bilden immer wieder Todesfälle und Begräbnisse den Ausgangspunkt ihres Erzählens. *Ein uralter Mann wurde beerdigt*, lautet zum Beispiel der erste Satz in «Rabenkrächchen»; und die Erzählung «Gerettet» leitet die Autorin so ein: *Ein geistlicher alter Herr hielt die Leichenrede für Xaver Abele, der im Alter von dreiundsiebzig Jahren verstorben war.* Auch deshalb lesen sich einzelne Biografien mitunter wie Abschnitte aus einem einzigen großen, kollektiven Bauernleben, das mit Geburt und Festen, Bräuchen und Arbeit, Krankheit und Tod dem zyklischen Erleben von Natur und Jahreszeiten entspricht. Und doch richtet sich Beigs Schreiben letztlich *gegen* den Tod, zumindest aber gegen das Vergessen.

Wer dieses Verhältnis zur Vergänglichkeit, zur Relativität alles Individuellen, zum Eingebundensein in ganze Generationenfolgen nachvollzieht, wird auch manches von Darstellung und Stil dieser Prosa besser verstehen. Ihre Kargheit und Lakonik etwa, die knapp sein können bis zum Protokollarischen, das Schmucklose und Uneitle, das den Eindruck verstärkt, dass hier alles auf dem kürzesten Weg zu Literatur werden möchte, das Ungeschwätzige und Unumschweifige, in dem viel von der scheuen Zurückhaltung und Verschwiegenheit des oberschwäbischen Menschenschlags *aufgehoben* ist. Obwohl manche Titel die Gattungsbezeichnung Roman tragen, meiden sie doch jeden Anschein des Epischen und Weitausladenden. Dieser Eindruck stellt sich eher in der *Summe* ein, die ein einziges großes Panorama ergibt – erzählt mit einem Gleichmut, der seinesgleichen sucht. Dabei wird jeder Kunstanspruch vermieden oder doch so tief gehängt, als sei die Absicht, Literatur und Kunst zu produzieren, so ungefähr das letzte, was diese Autorin uns zumuten möchte. Erzählen, *wie es war* – das scheint Maria Beig zu genügen. Mit Recht hat Peter Blickle Beigs literarisch so vorbildloses wie unbeeinflusstes Schreiben als *Kunst der scheinbaren Kunstlosigkeit* apostrophiert.

Zur Ich-Form fand Maria Beig ganz zuletzt: 2009 erschien, nach langer Krankheit und dem Tod ihres Mannes, ihre Autobiografie. Bisher hatten die Frauenfiguren hauptsächlich von der Substanz der Autorin gelebt, weshalb der Schluss von diesen auf Maria Beig immer verführerisch nahe lag. Wie wichtig jedoch eine genaue Unterscheidung sein kann, hat Peter Blickle in seiner Laudatio zur Verleihung des

Johann-Peter-Hebel-Preises im Jahre 2004 am Beispiel von «Rabenkrächzen» erläutert. Kaum habe der Roman über die Bauernfamilie mit vierzehn Kindern vorgelegen, habe die Presse auch Maria Beig zu einem von vierzehn Kindern erklärt. Über dieser Gleichsetzung von Fiktion und Realität sei völlig übersehen worden, *wie kunstvoll «Rabenkrächzen» die Symmetrie von sieben Mädchen und sieben Jungen aufgebaut, wie genau das Buch das Märchen von den sieben Raben aufgegriffen habe, um es im Sinne der sieben Schwestern umzukehren: Sie erscheinen nämlich wie Raben auf der Beerdigung – ihres letzten Bruders. Erlösung resultiert daraus freilich so wenig wie im Märchen, und aus dem Bauernhof wurden jetzt Ferienwohnungen.*

Leider geht Maria Beig auf ihre Zeit als Autorin, die immerhin ein Drittel ihres Lebens ausmacht, auffallend kurz ein. Aber der Band gibt doch Kenntnis von manchen biografischen Details. Über das Elternhaus und die Erziehung etwa, über das leichte Spiel der Nazis, die Mentalitäten für sich einzunehmen, über Beigs Berufsweg, ihr erstes Erfahren der Fremde und ihr Hineinschlittern ins Amt einer örtlichen Leiterin von «Glaube und Schönheit». Hier hatte sie vor jungen Frauen zur Alkoholfrage zu sprechen, Briefschreiben und richtige Namensgebung zu unterrichten. *Ich meinte, der Name müsse in die Gegend passen, also der Sven nicht auf die Alb.* Vor allem aber lüftet sie hier ein Geheimnis, das sie als *das Versagen, als die seelische Wunde ihres Lebens empfand: Dass sie unter dem Druck ihrer Umwelt ein Schweigeversprechen über ihren nichtehelichen Sohn Ulrich gegeben hatte, der bereits 1975 starb und zu dem sie nicht so stand, wie sie es hätte tun müssen. Wie schwer ihr dieses Bekenntnis fiel, mag der Leser daran erkennen, dass sie in diesem Kapitel noch einmal in die dritte Person wechselt.*

Der Kasette mit dem Gesamtwerk reicht der Verlag zum 90. Geburtstag unter dem Titel «Maria Beig zu ehren» noch eine kleine Festschrift nach. Sie enthält ein rundes Dutzend Beiträge, Essays und Laudationes und viele alte und neuere Fotos aus den Alben der Autorin.

Mit ihrem Werk, das ein illusionsloses Bild des Lebens auf dem Lande im 20. Jahrhundert zeichnet, hat Maria Beig Oberschwaben neben Oskar Maria Grafts Oberbayern, Tommaso di Ciaulas Apulien, John Bergers Savoyen und Jean Gionos Provence auf der literarischen Landkarte eingezeichnet. Wie von deren Werken lässt sich – mit den Worten Ernst Blochs – auch von demjenigen Maria Beigs sagen, dass darin nicht allein Geschichten erzählt werden, sondern dass man in ihnen auch zählen könne, was es geschlagen hat. Dies war, bedenkt man die «Start-

bedingungen» dieser Autorin recht, kaum zu erwarten. Umso mehr darf man jetzt, anlässlich ihres Neunzigsten, auf die Frage *War's recht?* mit einem überzeugten *Ja* und einem zweifachen Glückwunsch antworten.

DIE TITEL

Maria Beig, Das Gesamtwerk in 5 Bänden. Hg. Peter Blickle und Franz Hoben. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2010. 1928 S. im Schuber, geb., mit Schutzumschlag und Lesebändchen. Bis 31. 12. 2010 gilt der Subskriptionspreis von 89.–€; danach 119.–€. ISBN 978-3-940086-81-5.

Maria Beig, Ein Lebensweg. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2009. 164 S. 17.50 €. ISBN 978-3-940086-29-7.

Peter Blickle, Hubert Klöpfer (Hg.), Maria Beig zu ehren. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2010. 140 S. mit zahlreichen s/w-Fotos, 16.–€. ISBN 978-3-940086-92-1.

Eduard Mörike Das Stuttgarter Hutzelmännlein



Mit der Historie von der schönen Lau.
Mit 50 farbigen Bildern von Karl Stirner.
Biographische Notiz von Hermann Hauber über Karl Stirner.
120 Seiten, Leinen mit Goldprägung, 23 x 28,5 cm Schutzumschlag

€ (D) 34,–
ISBN 978-3-89511-080-1

Stuttgart – Bilder der Stadt



Vorwort von Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schuster.
Text: deutsch, englisch, französisch, polnisch, russisch und chinesisch.
48 Seiten, 9. Auflage, 126 farbige Abbildungen, gebunden

€ (D) 10,50
ISBN 978-3-89511-025-2

BETULIUS

Verlag • Fraasstraße 12 A • 70184 Stuttgart • Tel. 07 11 / 24 58 66
Fax: 07 11 / 2 36 05 18 • Email: weitbrecht.betulius@t-online.de